



ARMARHESTER / FLORENZACER / DDP IMAGES

Wehe, wenn sie aus der Reihe tanzen

Vermessene Kinder
Trotz immer mehr Tests tappt die Forschung im Dunkeln 2

Regeln und Strafen
Warum Lob und Tadel bei Schülern oft das Falsche bewirken 8

Was ist hier schon normal?

Noch nie wurden Kinder so häufig getestet und analysiert, noch nie gab es so viele Studien zur kindlichen Entwicklung. Und doch befindet sich die Bildungsforschung weitgehend im Blindflug. Warum nur? **Von René Donzé**

Alle Eltern kennen das: Kaum hat der Nachwuchs den ersten Schrei getan, wird er auf die Waage gelegt und seine Grösse gemessen. Diese beiden Zahlen sind, neben Geburtszeit, Datum und Ort die ersten statistischen Angaben, die von jedem Neugeborenen erfasst werden. Es ist die Stunde null der Vermessung des Kindes. Ab dann folgt ein Reigen der Abklärungen und Tests, der nicht mehr abbrechen will: Frühförderung, Prüfungen, Zeugnisse, Standortbestimmungstests, Übertrittsprüfung, Matura, Berufseignungstest, Lehrabschlussprüfung. Vieles davon gibt es schon länger, einiges ist in den letzten Jahren neu dazugekommen. «Noch nie in der Geschichte der Bildung wurden Kinder so früh und so permanent abgeklärt und schubladisiert», sagt Bildungsforscherin Margrit Stamm. «Das zieht sich durch die ganze Schulkarriere.»

Im Kindergarten schon werden die Fähigkeiten und Schwächen der Kinder verortet. Zwar unterstreichen die Verantwortlichen, «dass solche Kompetenzraster allein der Entwicklungsförderung des Kindes dienen sollen», schrieb Stamm in der NZZ. «Doch bei vielen Eltern kommt diese Massnahme als kindliche Vermessung an, die sie mit der Frage verbinden: Sind die anderen Kinder besser als unser Kleiner? Oder müssen wir ihn noch mehr optimieren?» Die Folge: Sobald ein Kind aus der Norm fällt, wird es abgeklärt und therapiert. Oft bereits präventiv. «Den Eltern wird früh vermittelt, dass mit ihrem Kind etwas nicht stimmt», sagt Stamm. Das schürt Ängste.

Mit Zahlen belegen lässt sich das kaum. Keine Statistik erfasst die Zahl der

Tests und Abklärungen, welche die Kinder in der Schweiz durchlaufen. Die Auswirkungen zeigen sich indes deutlich. 20 Prozent der Fünft- und Sechstklässler erhalten laut Pisa-Bericht 2012 Nachhilfeunterricht. In der Oberstufe waren es damals schon 34 Prozent. Das entsprach einer Steigerung von rund 10 Prozent gegenüber 2009. Nichts deutet darauf hin, dass es nun wieder weniger werden sollten. Dahinter steht der Druck, ins Gymnasium zu kommen, eine hochqualifizierte Lehrstelle zu erhalten. Das Bestmögliche für das Kind zu erreichen.

Auf der anderen Seite stehen jene, die durch die Maschen zu fallen drohen. Im Kanton Zürich hat sich die sogenannte Sonderschulquote seit 2004 knapp verdoppelt: Der Anteil der Schüler, die entweder integriert in der Regelklasse oder in separaten Klassen Sonderschulmass-



Sobald ein Kind aus der Norm fällt, wird es abgeklärt und therapiert – oft bereits präventiv.

Statistik

Bund verfolgt jede Schulkarriere

Mit dem Projekt «Längsschnittanalysen im Bildungsbereich» will das Bundesamt für Statistik Licht in die schulische und berufliche Entwicklung von Kindern ab vier Jahren bringen. Das beginnt beim Bildungsverlauf, kann aber viel weiter führen. Dabei nutzt das Bundesamt die AHV-Nummer, die jedem Kind zugeteilt wird. So ist es etwa möglich, dessen Schulkarriere mit Daten aus der Volkszählung abzugleichen. Möglich sind auch weitere Verknüpfungen, etwa mit der Arbeitsmarktstatistik oder Sozialversiche-

rungsdaten. «Das Programm versucht, das Potenzial der Registerdaten zu nutzen, um den Akteuren im Bereich der Bildung relevante Informationen zu liefern, ohne auf neue Erhebungen zurückzugreifen», schreibt das Bundesamt auf Anfrage. Bereits sind mehrere Berichte auf dieser Basis erschienen. Die anonymisierten Daten können auch von der Forschung verwendet werden. In Arbeit ist eine Erweiterung der Statistik auf das Schulpersonal. Diese soll Aufschluss über die Mobilität der Lehrkräfte geben. (rd.)

nahmen erhalten, ist von 2,2 auf 4 Prozent gestiegen. Werden dazu noch die Stütz- und Fördermassnahmen gezählt, ergibt sich eine beachtliche Zahl: Eine Erhebung dieser Zeitung ergab vor einigen Jahren, dass in einem Zürcher Primarschulhaus im Durchschnitt auf eine Klasse mit 22 Kindern insgesamt 19 Fördermassnahmen fielen, wobei einzelne Kinder von mehreren Massnahmen profitierten. Diesen Frühling hat das Bundesamt für Statistik erstmals Daten zum Bildungsverlauf der Primarschüler veröffentlicht: Neun von zehn durchlaufen die Schule von der ersten bis zur sechsten Klasse linear. Das heisst: Jeder Zehnte erhält entweder Sonderschulung oder muss repetieren (Grafik).

Doch was ist das eigentlich, ein normales Kind?

Es fehlt an landesweiten Tests

«Wir befinden uns im Blindflug», sagt Stefan Wolter mit Blick auf das Bildungssystem. Der Bildungsökonom ist Leiter der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, die den Bildungsbericht Schweiz herausgibt, ein Werk von über 300 Seiten. Dort finden sich zum Beispiel Angaben zur Anzahl Schulstunden nach Kanton, zum Einschulungszeitpunkt, zu Maturitätsquoten. Nichts aber zu den Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler je nach Alter. Keine entsprechenden Vergleiche über mehrere Jahre oder zwischen den Kantonen.

Das liegt daran, dass es in der Schweiz keine regelmässigen, landesweiten Tests gibt. Die internationale Pisa-Erhebung beschränkt sich auf die 15-Jährigen. Neu verzichten die Kantone auf kantonale Auswertungen von Pisa. Sie führen stattdessen Stichproben zur Überprüfung der

PUBLIREPORTAGE



Der Branche verpflichtet – für lebenslanges Lernen von den Besten

Als international führende Hospitality-Managementschule steht sie seit über 125 Jahren weltweit für Schweizer Gastfreundschaft: die EHL Gruppe. Neben der EHL Ecole hôtelière de Lausanne, die dieser Tage einen neuen Campus in Singapur eröffnet, vereint sie unter ihrem Dach auch Angebote der beruflichen Grund- und höheren Weiterbildung an der spezialisierten EHL Hotelfachschule in Chur-Passugg. **Dr. Juan F. Perellon, Chief Academic Officer, EHL Group**

Bekannt ist die EHL für ihre Flaggschiff-Ausbildungen wie den Bachelor of Science HES-SO in International Hospitality Management sowie international renommierte Master- und Executive-Programme sowie verschiedene Weiterbildungsformate. Aber auch ambitionierten Berufsleuten eröffnet die EHL Gruppe weit mehr als rein akademische Ausbildungen. Und dies aus gutem Grund.

Nachfrage nach flexibleren Aus- und Weiterbildungen

Als überzeugte Verfechterin der dualen Bildung legt die EHL Gruppe grossen Wert auf Praxisnähe. Stets am Puls der Branche greift sie konsequent Trends und Herausforderungen auf, mit denen sich Hotellerie und Gastronomie konfrontiert sehen. Und die Corona-Pandemie hat einmal mehr gezeigt: Vollerorts fehlen qualifizierte, breit einsetzbare Fachkräfte. Die Frage, wie man junge, aber auch erfahrene Berufsleute aus anderen Branchen vermehrt in den Hospitality-Bereich bringt und bewährten Fachkräften langfristig interessante Perspektiven eröffnet, ist matchentscheidend. Zugleich entwickelt sich die Arbeitswelt immer dynamischer. Schlüsselfragen wie Nachhaltigkeit, Digitalisierung oder Internationalisierung gilt es zeitnah in konkrete Aus- und Weiterbildungen zu übersetzen. Flexiblere Kurse und Methoden – so etwa kombinierbare Zertifikate und Formate, die neben klassischem Präsenz- auch Online-Unterricht oder Hybridformen vorsehen – sind die Antwort. Immer gefragter sind Intensivkurse für Arbeitnehmende ohne anerkannte Abschlüsse sowie für Quereinsteiger. Denn klar ist: Fit und attraktiv bleibt, wer sich sukzessive weiterbildet.

Vom Bund anerkannt, international anschlussfähig und konsequent affektiv

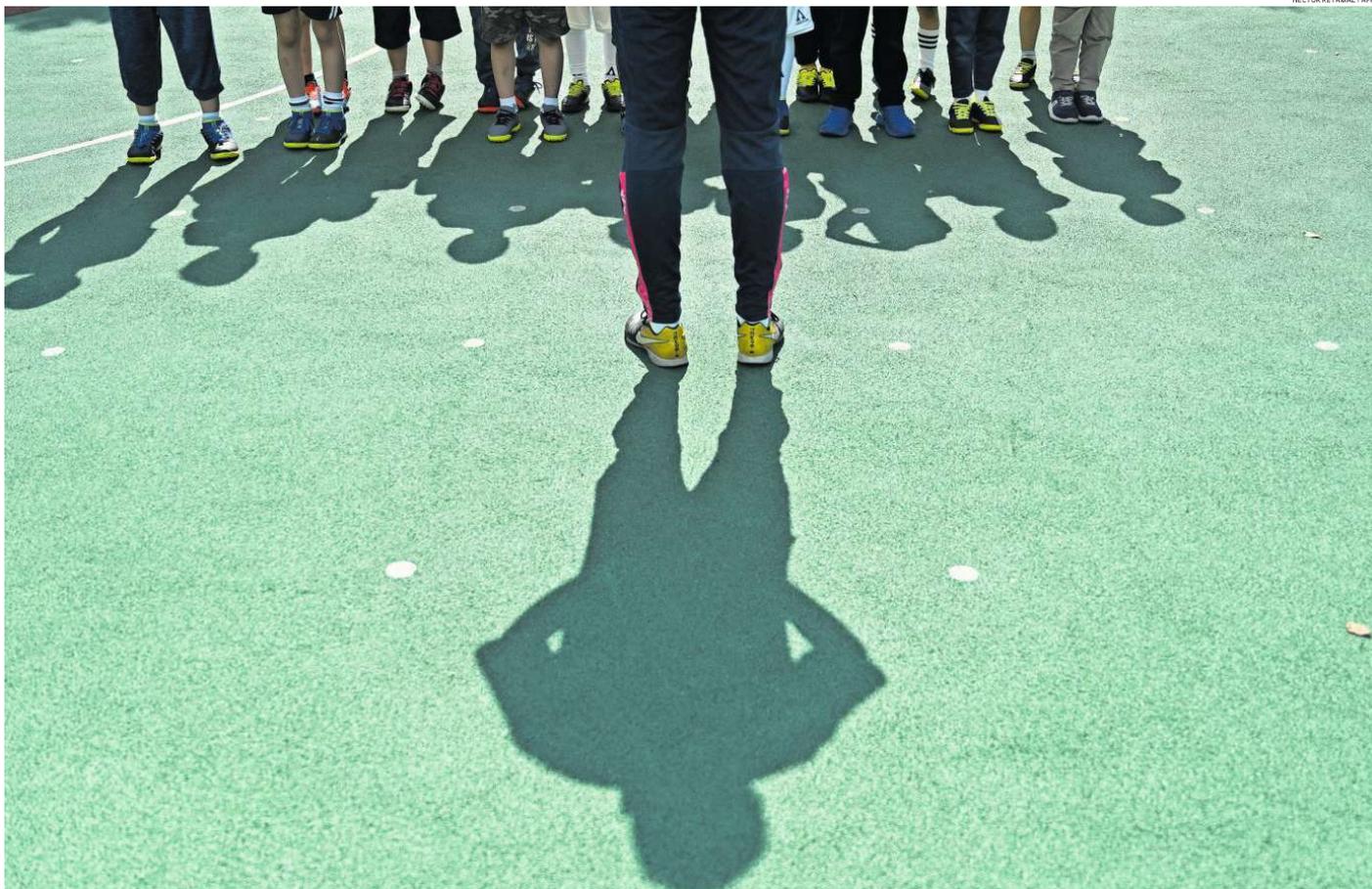
Besonders deutlich zeigt sich dies an der EHL Hotelfachschule in Passugg, die seit 2013 zur EHL Gruppe gehört. Sie bündelt berufliche Grundbildung und höhere Berufsbildung konsequent: So führt sie im Aus-

bildungsportfolio gleich zwei vom Bund anerkannte Abschlüsse. Zum einen ist dies das hochbeliebte EFZ Hotel-Kommunikationsfachfrau/-mann (Hoko). Und zum anderen handelt es sich um das HF-Diplom Hotelière-Restauratrice/Hoteller-Restaurateur, das sich ab 2022 ganz auf einem auf Affective Hospitality ausgerichteten Curriculum orientiert. Zudem war sie schweizweit die erste Hotelfachschule, die auch einen eidgenössisch anerkannten HF-Bildungsgang in englischer Sprache anbot. Lernende und Studierende auf dem EHL Campus Passugg profitieren so von einem international geprägten Lernumfeld.

Die für das Schweizer Bildungssystem typische Durchlässigkeit sowie konsequente Anschlussmöglichkeiten haben dabei höchste Priorität: Einerseits können EFZ-Lernende anschliessend vor Ort direkt die höhere Fachschule absolvieren. Andererseits können ambitionierte HF-Absolventinnen und -Absolventen seit 2018 den «Bildungs-Lift» nehmen, um ihre Ausbildung in Passugg mit dem Bachelor of Science HES-SO in International Hospitality Management der EHL zu vertiefen. In beiden Fällen können theoretische Kurse und Berufserfahrung angerechnet werden, um die Gesamtdauer des Studiums zu verkürzen. Sprich: HF-Absolvierende der EHL Hotelfachschule Passugg benötigen nur drei weitere Semester, um zusätzlich zum Diplom einen Bachelor-Abschluss zu erwerben.

Mit den 2021 lancierten Culinary-Kurzkursen adressiert die EHL Gruppe in Passugg zudem etablierte Hospitality-Fachkräfte, die ihr Können vertiefen und erweitern wollen. Kenner sprechen und lernen mit Kennern. Dieses Angebot wird in den kommenden Jahren thematisch ausgebaut und zudem digital angereichert. Denn auch erfahrene Berufsleute brauchen Möglichkeiten, um sich auf den neuesten Stand zu bringen und sich stetig weiterzuentwickeln. Lebenslanges Lernen heisst das Gebot der Stunde.

Für weitere Informationen: ssfh.ehl.edu/de



Grundkompetenzen durch. Diese finden allerdings in grossen zeitlichen Abständen jeweils nur auf einer Schulstufe und nur in wenigen Fächern statt. «Die Testhäufigkeit in der Schweiz ist suboptimal tief», sagt Wolter. Einzelne Kantone kennen Lernstandserhebungen wie «Klassenscockpit» oder «Stellwerk». Doch diese dienen nicht dem Vergleichen, sondern der Rückmeldung an Schüler und Lehrer. Daten würden zwar in den Schulen in Massen erhoben - mit Prüfungen, Noten, Tests -, jedoch nicht zentral gesammelt und aufgearbeitet, kritisiert Wolter. Dabei ginge es nicht um die Vermessung der Kinder, sondern um Antworten auf Fragen, die sich der Politik und der Verwaltung immer wieder stellen.

Angst vor Vergleichen

Das Schweizer Bildungswesen wehrt sich seit über hundert Jahren dagegen, vermessen zu werden.

Schon als Bundesrat Karl Schenk 1882 die Stelle eines eidgenössischen Erziehungssekretärs schaffen wollte, stiess er auf erbitterten Widerstand. Zwar sollte dieser Sekretär bloss Statistiken erheben, doch witterten konservative und föderalistische Parlamentarier den Versuch, die kantonale Bildungshoheit zu brechen. Es kam zum Referendum und zu einem für die damalige Zeit heftigen Abstimmungskampf zum «Schulvogt». Mit knapp 65 Prozent Nein-Stimmen scheiterte die Vorlage des Bundesrats.

Diese Aversion zieht sich bis heute durch. 2019 wurde eine Motion zur Publikation von Daten zum Studien-erfolg von Maturandinnen und Maturanden vom Ständerat abgelehnt. Diese hätte zeigen sollen, welche Gymnasien die erfolgreichsten Studenten hervorbringt. Die Ständeräte aber befanden, die Kantone seien besser geeignet, «die Daten der Gymnasien unter Berücksichtigung des jeweiligen kantonalen Kontexts auszuwerten und zu interpretieren.» Die Kantone scheuen Vergleiche offenbar wie der Teufel das Weihwasser. Noch heikler wird es, wenn Tests Rückschlüsse auf einzelne Gemeinden, Schulhäuser oder gar Lehrpersonen erlauben. In anderen Ländern hingegen sind solche Zahlen lohnrelevant oder werden bei der Mittelzuteilung an die Schulen rück-



Oder anders gesagt: Statt Rousseau und Pestalozzi zu zitieren, würde man besser mit Daten hantieren.

sichtigt. Wie soll man sich da einen schweizweiten Normbegriff erschaffen? Aus der Vogelperspektive fehlt der Überblick. Und an der Basis?

Peter Lienhard lehrt und berät an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik zu Fragen rund um Diagnostik und Förderplanung. Seine Antwort fällt deutlich aus: «Es existieren keine hinreichend objektiven Normkriterien.» Natürlich gibt es standardisierte Verfahren und Raster, nach denen die Kinder abgeklärt werden: Diese beurteilen das Kind nach dessen rationaler Kognition, sinnlicher Wahrnehmung, sozialer und emotionaler Funktionsfähigkeit, Kommunikation, Motorik sowie seiner Fähigkeit zur Bewältigung des täglichen Lebens.

Was ist schon normal?

Ein absolutes Mass gibt es dennoch nicht. Wie die Abklärungen interpretiert werden, hängt zu einem grossen Teil vom Umfeld ab, in dem sich ein Kind bewegt: den Eltern, den Lehrern, den Schulpsychologen. «Pädagogik und Heilpä-

dagogik haben eine gesellschaftliche Funktion», sagt Lienhard. «Sie orientieren sich daran, was eine Gesellschaft als Norm empfindet.» Und diese ist in der kleinräumigen Schweiz dispers. Er nennt dies den Herrliberg-Sternenberg-Effekt: «Im Zürcher Bergdorf Sternenberg wird ein Kind gelobt, wenn es die Arbeit sieht und erledigt. In der reichen Seegemeinde Herrliberg wird von einem Kind mit vergleichbaren Leistungen erwartet, dass es ins Gymnasium kommt. Dort ist der Druck schon in der ersten Klasse gross, wenn ein Schüler das Alphabet nicht schnell genug beherrscht.» Diese kleinräumige gesellschaftliche Normierung, sagt Peter Lienhard, führe allzu oft dazu, dass Defizite viel zu stark in den Fokus rücken. «So wird die Schule zur Reparaturwerkstatt.» Man wolle selbst das Unmögliche möglich machen.

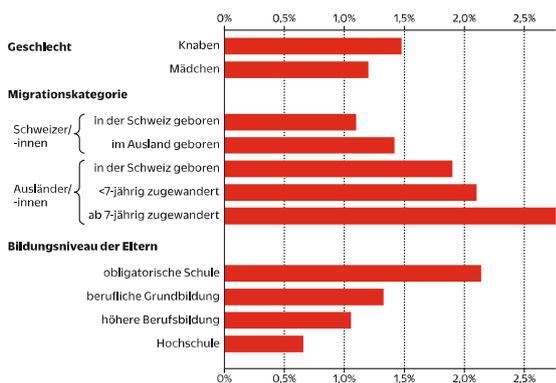
Fehlendes statistisches Wissen führt zu subjektiven und häufig ungerechten Entscheiden, sagt Stefan Wolter. «Ohne objektivierbare Daten ist auch eine Lehrperson nur ein Mensch mit einer Meinung.» Obwohl in den letzten zwanzig Jahren mit der Gründung der Pädagogischen Hochschulen so viel geforscht wird wie nie zuvor, fehle es an grossflächigen empirischen Studien. Repetitive nationale Tests würden beispielsweise Rückschlüsse auf die Qualität neuer Lehrmittel oder von Schulreformen zulassen. Auch liesse sich die Beurteilung der Kinder objektivieren, was die Zuteilung zu Schultypen gerechter machen würde. Stattdessen werde in der Bildung noch immer zu stark auf Aussagen von Eminenzen abgestellt, statt auf standardisierte Daten. «Zu viel läuft eminenz-statt evidenzbasiert.» Oder anders gesagt: Statt Rousseau und Pestalozzi zu zitieren, würde man besser mit Daten hantieren.

Vielleicht bringt die Zukunft etwas Besserung: Seit ein paar Jahren registriert das Bundesamt für Statistik für alle Schüler auch die AHV-Nummer (Text links oben). Werden dereinst auch die Tests an den Schulen sowie weitere Daten der Schüler damit gekoppelt, kann man viel mehr über die Qualität der Bildung, die Wirkung von Massnahmen und Schulreformen aussagen. «Das eröffnet riesige Möglichkeiten», sagt Wolter. Er spricht von einem «Sesam, öffne dich».

Der Normbegriff hängt vorwiegend vom Umfeld ab, in dem sich ein Kind bewegt: etwa vom sozialen Gefüge seines Wohnorts oder von der Gruppe, in der es sich befindet.

Herkunft beeinflusst Schulkarriere

Repetitionsquote der Primarschüler nach Migrationshintergrund und Bildung der Eltern



Quelle: Bundesamt für Statistik



Fürschi cho

Deine Weiterbildung an der
Hochschule für Wirtschaft FHNW.

fhnw.ch/wirtschaft/weiterbildung



skyguide

beyond horizons

Werde dipl. Flugverkehrsleiter*in HF Bewirb Dich jetzt für die Ausbildung

- Mindestanforderungen für die Eignungsabklärung:
- Matura oder Berufslehre mit eidg. Fähigkeitszeugnis (EFZ)
 - Zwischen 18 und 30 Jahre alt
 - Schweizer Staatsbürgerschaft von Vorteil
 - Englisch auf Niveau B2

Nach erfolgreichem Abschluss
garantieren wir Dir einen Arbeitsplatz.

Besuche unsere
Berufsinfoveranstaltungen:
skyguide.ch/job-info-events

Weitere Informationen:
skyguide.ch/future



BE A
#GUARDIAN
OF THE SKY

Einladung
zum
Berufsinfo-Event

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

zhaw

Life Sciences und
Facility Management

Jetzt
anmelden!

MA- STER

INFOANLASS

12. Oktober 2021 in Wädenswil

- Preneurship for Regenerative Food Systems
- Umwelt und Natürliche Ressourcen
- Real Estate und Facility Management
- Life Sciences, Vertiefungen in
 - Applied Computational Life Sciences
 - Chemistry for the Life Sciences
 - Food and Beverage Innovation
 - Pharmaceutical Biotechnology



www.zhaw.ch/lspm/master

NZZ

Shop

Sonderpreise für
Abonentinnen
und Abonnenten



**Bildung ist mehr
als Ausbildung und
geschieht immer!**



Jürg Beat Honegger
Bildung als Verantwortung
Chronos Verlag 2021. Geb., 476 S.
CHF 38 / ISBN 978-3-0340-1626-1

Jedes Babyschrittli wird evaluiert

Nicht nur wie lange der Mittagsschlaf war und wie oft die Windel gewechselt wurde: In vielen Kitas gehört die präzise Vermessung des Kindes zum Alltag. Weshalb das notwendig ist. **Von Katharina Bracher**

DK BRACHES



Frühpädagogik heisst nicht, Englisch und Chinesisch schon in der Krippe zu lehren. Das Kind soll Vertrauen in seine Fähigkeiten aufbauen.

Basil mag keine Hindernisse. Vor einem roten Quader steht er auf wackligen Babybeinchen. Erst als die Betreuerin Katia ihm die Hand bietet, überwindet er das Schaumstoffelement. Was auf Bildern aussieht wie ein Spielplatz, ist eine Versuchsanlage in der Kita Frechdachs in Zürich. Ein Parcours, den Betreuerin Katia speziell für Basil gebaut hat. Ein anderer Bub krabbelt zwar auch durch die Anlage, evaluiert wird aber sein zwölfmonatiger Freund Basil.

Die genaue Dokumentation des Vorganges landet in Basils Portefeuille. Im Ordner finden sich seitenweise Tabellen mit akribisch gesammelten Daten aus Basils Kita-Alltag. Sie zeigen seinen jeweiligen Entwicklungsstand: Erhoben werden etwa sozial-emotionale Entwicklung, Spieltätigkeit, Sprache, Kognition und Motorik. Über jedes Kind in der Kita existiert eine solche Dokumentation, die aufzeigt, wo Stärken und Schwächen in der Entwicklung liegen. Doch wie sinnvoll ist diese Leistungsbewertung schon im Kleinkindalter?

«Mit den Portefeuilles wollen wir keinesfalls die Leistung des Kindes messen», sagt Michaela Barcys vom Kita-Netzwerk Pop e Poppa, zu der die Kita Frechdachs gehört. «Wir beobachten damit, ob und wie Kinder von den Qualitätsstandards unserer Betreuung profi-



Die Qualität in Schweizer Kitas ist sehr unterschiedlich. Das geht die ganze Gesellschaft etwas an.

tieren.» Die Beobachtung sei sehr individuell auf das jeweilige Kind ausgerichtet, sie lehne sich an Interessen und Stärken an. Je nach Ergebnis wird die Betreuung des Kindes angepasst, indem seine Neigungen und Bildungsinteressen gezielt angeregt und gefördert werden.

Selbst gesetzte hohe Ansprüche

Die Kita Frechdachs gehört zu den Einrichtungen für familienexterne Betreuung, die sich freiwillig an ehrgeizige Qualitätsstandards der Frühpädagogik hält. Dasselbe gilt für die allermeisten der zirka 120 Kitas, die dem Verband Kibesuisse angeschlossen sind. Einhaltung von Qualitätsstandards heisst: Die Betreuung erfolgt durch fachlich adäquat ausgebildetes Personal - idealerweise mit einem hohen Anteil von Personen mit tertiärem Abschluss -, das nach Grundsätzen wissenschaftlich geprüfter Konzepte arbeitet.

Der gesetzlich geforderte Betreuungsschlüssel wird in diesen Kitas selbstredend eingehalten, in den allermeisten Fällen aber übertroffen. Die Kita Frechdachs zum Beispiel hatte im August durchschnittlich 25 belegte Plätze, davon vier Babys. Neben der Kita-Leiterin betreuen sechs diplomierte Fachfrauen die Kinder, nicht mitgezählt ist Personal in Ausbildung - Praktikanten gibt es in dieser Kita gar keine. «Wir halten uns an eigene Standards», erklärt Michaela Barcys. Das Verhältnis von Betreuerin zu

Kindern übersteigt die kantonalen Vorgaben um zwanzig bis dreissig Prozent.

Kitas, die sich an strenge Standards halten, sind jedoch nicht die Regel. «Die Qualität der Schweizer Kitas ist sehr unterschiedlich», sagt Annika Butters vom Marie-Meierhofer-Institut für das Kind. Dass die Behörden höhere Qualitätsstandards wie die Betreuung durch fachlich versiertes Personal statt Praktikanten von allen Kitas einforderten, sei zwar wünschenswert, aber ohne finanzielle Zugeständnisse des Staates nicht machbar. «Es ist zu einfach, die Schuld den Kitas zu geben. Die Qualität der familienexternen Kinderbetreuung geht die ganze Gesellschaft etwas an», erklärt Butters. Nur leider sei das Interesse der Öffentlichkeit und damit auch der Druck auf die Politik nicht besonders gross.

Mehr als Kinderaufbewahrung

Nicht alle wollen, dass die familienexterne Betreuung von Kindern im Vorschulalter noch stärker vom Staat finanziell gestützt wird. Kritiker sprechen von «Kinderaufbewahrung» und holen sich ihre Argumente aus internationalen Studien. Einige davon haben gezeigt, dass Kinder, die viel Zeit in externer Betreuung verbracht haben, leicht erhöhte Raten von sozialem Problemverhalten aufzeigen. Messbar ist zum Beispiel ein positiver Zusammenhang zwischen Aggressivität und ADHS-Symptomen und der An-

zahl Kita-Tage pro Woche. Aber auch Symptome von Depression und Ängstlichkeit liessen sich häufiger bei Kindern beobachten, die als Kleinkinder drei Tage oder mehr familienextern (bei Tagesmüttern oder in Kitas) betreut wurden.

Andererseits hat sich aber auch gezeigt, dass bei steigender Qualität der Betreuung die Kinder durchaus profitieren: Vor allem der Spracherwerb und die sozialen Fähigkeiten sind Dimensionen, die durch den Besuch in einer pädagogisch anspruchsvollen Einrichtung gefördert werden. Doch die Kita ist keine Reparaturwerkstatt für jedes in der Familie angelegte Defizit eines Kindes. «Eine qualitativ hochstehende Betreuung wirkt sich vor allem auf die Selbstwirksamkeit aus», erklärt Butters. Damit meint sie die Erfahrung, die im Idealfall jeder Mensch machen sollte, dass seine Handlungen eine Wirkung bei sich und der Umwelt erzeugen: das Selbstvertrauen, die eigenen Fähigkeiten weiterentwickeln zu können. Kein Wunder also, dass eine steigende Anzahl von Kitas das Ergebnis ihrer Bemühungen messen und sichtbar machen will.

Basil, der Bub in der Versuchsanlage, hat seine motorischen Fähigkeiten altersgerecht entwickelt. Bald schon besucht er den Kindergarten. Sein Dossier darf er mitnehmen. Vielleicht blättert er später einmal darin und wundert sich über seine Angst vor roten Hindernissen.

«Die Gefahr der Überwachung ist gross»

In Zukunft können Computer Schwächen der Schüler erkennen und sie gezielt fördern. Doch der Einsatz digitaler Mittel im Unterricht bringt auch neue Risiken, sagt Informatik-Didaktiker Beat Döbeli Honegger. **Interview: René Donzé**

NZZ am Sonntag: Herr Döbeli, können Sie heute eigentlich schöner schreiben als in Ihrer Primarschulzeit?

Beat Döbeli: Nein, kann ich nicht. Wie kommen Sie darauf?

Weil Sie in einem Ihrer Vorträge, der online zu finden ist, Ihr Schulzeugnis zeigen. Dort steht eine 4 beim Schreiben. Jedoch eine 5-6 bei Mathematik und in der Sprache.

Ich habe bewusst ein gutes Zeugnis genommen. Aber es stimmt, Handschrift ist noch immer nicht meine Stärke. Wobei ich jetzt mit Block und Bleistift vor dem Bildschirm sitze, um Notizen zu machen.

Das Zeugnis ist ja eine Art rudimentäre Datensammlung. Heute liesse sich mit dem Einsatz von Computern in der Schule ein viel differenzierteres Bild der Schüler erstellen.

Das ist so. Wenn Kinder einen Computer oder ein Tablet benutzen, können rein technisch permanent Daten gesammelt und ausgewertet werden. Das kann sehr hilfreich sein: Eine Lehrerin sieht die Aktivitäten und Ergebnisse ihrer Klasse auch in selbständigen Arbeitsphasen und kann dies in ihre Arbeit einbeziehen. Lehrmittelverlage können detailliert mitverfolgen, wie ihre Lehrmittel genutzt werden. Computer können aber Daten nicht nur erfassen und aggregieren, sondern darauf reagieren und im besten Fall Vorschläge für das weitere Arbeiten machen.

Ist das nur Zukunftsmusik oder schon Realität? Sie erproben ja die Digitalisierung auch in der Projektschule Goldau.

Man ist noch lange nicht am Punkt des automatisierten Lernens. Natürlich verwenden wir digitale Werkzeuge, wie viele andere Schulen auch. Zudem ist eine Lernplattform im Einsatz, auf der die Schüler ihre Aufgaben abgeben können in Form von Text, Ton oder Video. Und die Lehrperson sieht, wer was gemacht hat, und kann Rückmeldungen geben.

Computer automatisieren alles, was geht. Warum ist man im Schulbereich nicht schon viel weiter?

Automatisiertes Lernen funktioniert erst beim Üben einfacher Fertigkeiten. In meiner Schulzeit musste die Lehrerin beispielsweise noch alle Stöcklrechnungen selber korrigieren. Heute kann eine Schülerin die Antwort sofort vom Programm erhalten, und der Computer gibt ihr schwierigere oder einfachere Übungen. So erhält die Lehrerin mehr Zeit für qualitative Rückmeldungen an die Kinder und die zwischenmenschliche Arbeit. Eine ganz andere Frage ist, ob es je eine Software geben wird, die etwa Aufsätze und andere Arbeiten beurteilen kann, bei denen es nicht ein Richtig oder Falsch gibt. Das sind Welten.



«Auch in Algorithmen können Vorurteile enthalten sein»: Beat Döbeli Honegger bei der Kantonsschule Rämibühl. (Zürich, 17. 9. 2021)

Kinder brauchen weiterhin Zeit zum Blödeln in der Schule, ohne dass gleich irgendwo ein Lämpchen aufleuchtet.

Wohin steuern wir?

Der heilige Gral des computergestützten Lernens sind sogenannte adaptive Lernsysteme: Der Computer merkt, wo ein Schüler in einem Fach abgehängt hat oder was er nicht verstanden hat. Dann liefert er vertieft unterstützendes Material und Übungen in diese Richtung. Daran wird seit über dreissig Jahren geforscht. Das könnte sehr nützlich sein. Es birgt aber auch Gefahren.

Warum?

Weil solche Systeme bisher vor allem kognitiv niederere Aktivitäten gut bewerten können. Kaum messen lassen sich Emotionen, Kreativität, Soziales, Engagement, Interesse, Neugierde.

Was spricht denn dagegen, das Messbare zu messen?

Wenig, wenn man es richtig einordnet, ohne das Nichtmessbare zu vernachlässigen. Sonst besteht die Gefahr, dass sowohl Lehrpersonen als auch Schülerinnen und Schüler vor allem das Messbare trainieren, weil sie gute Resul-

tate vorweisen wollen. Es wäre beispielsweise fatal, wenn in Aufsätzen die Rechtschreibung stärker gewertet würde als die Geschichte und die Kreativität, schlicht weil Rechtschreibung leichter messbar ist.

Ich bin erstaunt, dass Sie als Digitalisierungs-Experte nicht positiver über den Einsatz solcher Technologien sprechen.

Ich bin absolut für den Einsatz digitaler Mittel in der Bildung. Wir müssen uns einfach bewusst sein, dass sie nicht die Lösung aller Probleme bringen und dass sie auch negative Konsequenzen haben können. Deshalb braucht es eine vertiefte Diskussion der Potenziale und Gefahren, bevor wir solche Systeme im Schulalltag einsetzen.

Das Trainieren auf Tests ist eine unerwünschte Entwicklung, eine andere ist wohl, dass Computer alle Aktivitäten registrieren können.

Die Gefahr der Überwachung ist gross. Es dürfte bei den Schülerinnen und Schülern Unsicherheit auslösen,

wenn jeder Schritt, den sie in der digitalen Schulwelt tun, aufgezeichnet und verarbeitet wird. Kinder und Jugendliche brauchen doch weiterhin Zeit zum Blödeln in der Schule, ohne dass gleich irgendwo ein Lämpchen aufleuchtet, das signalisiert: Susi und Sebastian sind nicht bei der Sache.

Klingt nach Big Brother.

Ja, absolut. An vielen Schulen und Hochschulen sind bereits heute Systeme im Einsatz, bei denen die Lehrenden sehr viele Randdaten sehen – ich kann etwa nachschauen, ob und wann meine Studierenden die Vorlesungsvideos angeschaut haben. Auch im Schulbereich ist es möglich, dass eine Lehrerin so Einblick ins Lernverhalten ihrer Schüler erhält. Die Frage ist, ob wir das den Kindern, aber auch den Lehrern zumuten wollen.

Was halten Sie davon, wenn Lehrpersonen Aufgaben und Termine der Schüler digital auch den Eltern zugänglich machen?



Join The International School of First Choice in Zurich.

Preschool Programme (18 months) to International Baccalaureate Diploma (18 years)

www.icsz.ch



inter-community school zurich

Beat Döbell Honegger

Experte für Digitales in der Bildung

Der 51-jährige Informatiker leitet das Institut für Medien und Schule an der Pädagogischen Hochschule Schwyz. Der Autor des Buches «Mehr als 0 und 1 – Schule in einer digitalisierten Welt» hat am Lehrplan 21 in der Arbeitsgruppe Medien und Informatik mitgearbeitet und erprobt zusammen mit der Projektschule Goldau das Lernen mit digitalen Medien in der Primarschule. Studiert und doktort hat Döbell Honegger an der ETH Zürich.

Auch das hat zwei Seiten. Es scheint praktisch, weil so die Eltern stets informiert sind über die Pflichten ihrer Kinder. Doch eigentlich sollten die Kinder lernen, selbständig Notizen zu machen und Aufgaben zu erledigen. Wenn ich den Schülern alles auf dem Silbertablett serviere, habe ich zwar im besten Fall weniger Probleme mit vergessenen Aufgaben. Umgekehrt lernen sie nicht, eine To-do-Liste zu führen. Zudem würden sich die Eltern noch mehr in die Schule einmischen.

Das untergräbt die Autonomie der Kinder.

Ja. Die Möglichkeiten der Eltern, am Schulgeschehen teilzunehmen, sind mit der Digitalisierung potenziell viel grösser geworden. Die Technik bietet immer mehr Möglichkeiten zur Überwachung, Steuerung und Beurteilung. Das führt bis hin zu Kameras in Kinderkrippen, so dass die Eltern auf ihrem Handy verfolgen können, was ihre Kinder tun. Oder Uhren für Kinder mit GPS. Wir müssen als Gesellschaft die Diskussion führen, was das für Konsequenzen hat.

Auch für die Lehrer.

Genau. Was gehört eigentlich zur Aufgabe der Lehrperson? Bis jetzt ist sie vor allem dafür verantwortlich, was im Schulzimmer läuft. Was machen wir, wenn sie plötzlich viel mehr weiss?

Big Data hilft aber auch, die Schüler besser einzuordnen. Es erleichtert Prognosen und ermöglicht ausserdem, früher zu intervenieren.

Statistisch gesehen vielleicht schon. Aber das wird dem Einzelnen nicht gerecht. Es gibt auch Kinder, die erst viel später plötzlich den Knopf aufmachen. Werden aufgrund von Daten zu früh Prognosen erstellt, erhöht sich der Druck auf die Kinder. Soll man schwache Kinder schon ab der zweiten Klasse speziell fördern? Oder erwecken solche prognostischen Systeme den

Eindruck, die eigene Zukunft sei eh schon vorgegeben und Anstrengung lohne sich nicht? Prognosen über so grosse Zeiträume, die nur auf Messbarem beruhen, schränken das Bild über einen Menschen unzulässig ein.

Dem würde ich entgegenhalten, dass Daten und Algorithmen unbestechlich sind und nicht anfällig für Bias. Das erhöht die Zuverlässigkeit von Prognosen – Lehrerinnen und Lehrer hingegen können sich täuschen. Oder ein Kind einfach nicht mögen.

Beim Menschen weiss man, dass er sich täuschen kann, man zweifelt an seinen Einschätzungen und Prognosen. Bei Algorithmen hingegen haben viele das Gefühl, sie seien unfehlbar. Doch langsam wächst die Erkenntnis, dass auch in Algorithmen gewollte oder ungewollte Vorurteile enthalten sein können. Dasselbe gilt für die Daten, mit denen man sie füttert.

Haben die Widerstände der Lehrer gegen die digitale Vermessung der Schüler nicht vor allem damit zu tun, dass diese auch zu einer Vermessung ihres Unterrichts und ihrer Leistungen führen kann?

Das ist ein heikles Thema. Tatsächlich besteht die Gefahr, dass die Technologien für andere Zwecke eingesetzt werden als jene, für die sie ursprünglich gedacht waren. Alle Beteiligten müssen das Vertrauen haben, dass die Daten nicht gegen sie verwendet werden.

Es ist doch gut, wenn man messen kann, bei welchen Lehrern Schüler die grössten Fortschritte machen. Das könnte sogar lohnwirksam gemacht werden.

Wenn es dazu käme, würde ich als Lehrer sofort die Klassenlehrerstunden streichen und stattdessen Kopfrechnen und Rechtschreibtraining mit den Kindern machen. Das Soziale, das wir in der Klassenlehrerunde üben, bliebe ausser vor, weil es nicht gemessen wird. Wollen wir das?

Gläserne Schülerinnen und Schüler sind also erwünscht, gläserne Lehrpersonen dagegen nicht.

Nein. Die digitalen Systeme sind gut, solange sie richtig zur Förderung aller Beteiligten eingesetzt werden. Aber keinesfalls sollen sie zu einer Überwachung oder Schuladisierung von Menschen führen. Es ist ein stetiges Abwägen, das erst richtig beginnt. Wir dürfen nicht aufgrund von technischen Potenzialen Realitäten schaffen, die wir später bereuen.

Zurück zu Ihrem Zeugnis. Dort hat die Lehrerin neben der Schreibnote 4 vermerkt: «Gibt sich Mühe».

Das ist eine Beurteilung, die ein Computer nie leisten könnte, weil er nicht sieht, mit welcher Haltung ein Kind eine Aufgabe löst.



Benjamin Hadrigan ist der Albtraum vieler Pädagogen. Er hat die App «Lernsieg» lanciert.

Und jetzt benoten wir euch: Lehrerinnen am Pranger

Mithilfe einer App bewerten Schüler und Schülerinnen ihre Lehrpersonen: Die Idee ist nicht so abwegig, wie sie klingt. Katharina Bracher

Benjamin Hadrigan sollte eigentlich der Traumlehrer jeder Lehrerin und jedes Lehrers sein: Er hat sich aus eigener Kraft vom eher schwachen Schüler zum Klassenbesten hochgearbeitet. Er engagiert sich für seine Mitschülerinnen und erteilt Nachhilfestunden. Und er verfügt über einen kritischen Verstand.

Doch der junge Österreicher ist vielmehr der Pädagogen-Albtraum: Vor zwei Jahren lancierte der damals 17-Jährige eine App mit Namen «Lernsieg». Schülerinnen und Schüler aus Deutschland und Österreich können damit Lehrpersonen und Schulen bewerten. Die Gewerkschaften versuchten erfolglos, den Jugendlichen gerichtlich daran zu hindern, seine App auf den Markt zu bringen. Hadrigan und sein Investorenteam haben bereits vor der Lancierung mit einem Rechtsgutachten abklären lassen, ob die App die Anforderungen von Datenschutz und Persönlichkeitsrechten erfüllt. «Ich bin mir sicher, dass die Juristen der Lehrgewerkschaft wissen, dass sie vor Gericht chancenlos sind», verkündete der Erfinder bei der Lancierung vor den Medien. Und so war es auch. Bisher scheiterte noch jedes gegen «Lernsieg» angestrebte Gerichtsverfahren.

Taxifahrt, Restaurantbesuch oder Kosmetikbehandlung: Die Gig-Economy hat Hadrigans Generation gelehrt, dass heute alles und jeder öffentlich bewertet werden kann. Wieso nicht auch gleich Schulen und Lehrer? Eine Kritik an der «Lernsieg»-App lautet, dass hier Handynummern von Kindern und Jugendlichen gesammelt werden, die als Werbezzielgruppe höchst interessant sind. Ha-

drigan sagt dazu: «Irgendwann wird sich die Frage nach dem Umsatz stellen. Wir brauchen ja auch Geld, um das Projekt weiter auszubauen.»

Inzwischen hat der Jungunternehmer die zweite Version seiner App präsentiert. Insgesamt über 100 000 Pädagogen und Pädagogen sollen bereits in der Datenbank erfasst sein. Die Bewertungskategorien umfassen Fairness, Respekt gegenüber den Schülern, Pünktlichkeit und Durchsetzungsvermögen der Lehrpersonen. Schülerinnen und Schüler müssen sich zwar registrieren, bleiben aber anonym. Wer unter fünf von zehn Sternen vergibt, muss mithilfe eines Fragebogens die Defizite genauer beschreiben. Ein beliebtes Feature der App ist ausserdem die Rangliste der angeblich besten Lehrerinnen und Lehrer in einer Schule.

Hadrigan ist nicht nur Jungunternehmer, er ist auch Autor eines Selbstlernbuches, das praktische Tipps an lernschwache Kinder und Jugendliche vermittelt. So umstritten der Lehrpranger auch sein mag, seine Kritik kann keinen Pädagogikprofessor und keine Mittelschullehrerin kaltlassen: «Die Schüler lernen nicht mehr der Zeit entsprechend. Und wie soll man die Schüler für die Zukunft vorbereiten, wenn man sie unterrichtet wie in der Vergangenheit?» Hadri-

gan kritisiert, dass die Schule es versäume, effiziente Lernmethoden zu vermitteln und obendrein neue Entwicklungen verschleife. «Ein 13-Jähriger weiss mehr darüber, wie er das Internet und sein Smartphone nutzen kann, als jeder Lehrer», sagt Hadrigan. In seinem Buch zeigt er, wie mithilfe von Social Media das Lernen erleichtert werden kann.

Seine Idee, die Arbeit von Pädagogen von jenen bewerten zu lassen, die davon profitieren sollten, ist nicht aus der Luft gegriffen. In der sogenannten Hattie-Studie, derzeit die wichtigste und umfassendste wissenschaftliche Evaluation von Unterrichtsmethoden, hat sich die sogenannte Feedbackkultur als besonders förderlich für den Lernerfolg gezeigt: Dabei gilt besonders die Rückmeldung der Schüler an die Lehrperson als besonders effizient, um den Erwerb von Kompetenzen und Wissen zu erhöhen.

Diesen Umstand macht sich eine andere App zu Nutze, die im Gegensatz zu «Lernsieg» auch in der Schweiz angewendet wird: «Edkimo» wurde an der Universität Leuphana in Lüneburg entwickelt. Anders als bei «Lernsieg» sind hier erstens die Daten aller Beteiligten geschützt. Zweitens fällt die persönlichkeitsrechtliche bedenkliche Dimension weg, denn bei «Edkimo» sind es die Lehrpersonen, die Daten verwalten. Sie verschicken Fragebögen, um ihren Unterricht bewerten zu lassen. Die Lernenden bleiben ihrerseits völlig anonym. Der Lehrer oder die Lehrerin entscheidet, welche Ergebnisse publiziert werden. Laut den Schöpfern von «Edkimo» wird die App bereits an mehr als 5000 Schulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz von über 25 000 Lehrpersonen und über 500 000 Schülern aktiv genutzt. Bleibt abzuwarten, ob sich der kooperative Ansatz von «Edkimo» oder Hadrigans Lehrpranger künftig durchsetzen wird.



Wer unter fünf von zehn Sternen vergibt, muss mithilfe eines Fragebogens die Defizite genauer beschreiben.

Auch bei uns gibt's eine Business-Class. Unser Gruppenunterricht.

Wähle eine Aus- oder Weiterbildung, die dich wirklich weiterbringt: fh-hwz.ch
Hochschule für Wirtschaft Zürich

HWZ

Wie man mit Strafen den Kindern schadet

Sonne und Wolke für gutes oder schlechtes Verhalten sind vielerorts in Mode. Doch sind solche Systeme mit Regeln und Bestrafungen häufig kontraproduktiv. Sie schüchtern ein oder verfestigen unerwünschtes Verhalten, **schreibt Theresia Müller**

Unsere Tochter erzählte im ersten Kindergartenjahr mehrmals wöchentlich vom störenden Verhalten eines Bubens – nennen wir ihn Hans. Er schlug andere Kinder, zerstörte Material und verunmöglichte oft einen geregelten Verlauf geplanter Vorhaben. Die erfahrene Kindergärtnerin drohte, ermahnte, versetzte und strafte. Nichts half. Nicht nur der Lehrerin, sondern auch den anderen Kindern setzten die Störungen sowie die Eindämmungsversuche zunehmend zu.

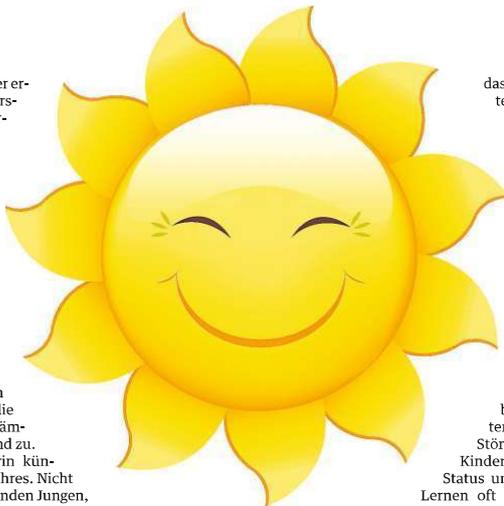
Die Kindergartenlehrerin kündigte am Ende des Schuljahres. Nicht wegen dieses herausfordernden Jungen, aber vielleicht haben auch diese Erfahrungen beschränkter Wirksamkeit zu Ermüdungen beigetragen. Wir bedauerten den Abgang der engagierten Lehrerin sehr, und konnten uns entsprechend kaum auf die neue Stelleninhaberin freuen.

Bereits in der ersten Schulwoche kam unsere Tochter nach Hause und erzählte: «Wäisch, de Hans, de leerts jetzt ebe.» Da schien offensichtlich ein neuer Wind zu wehen. Und von diesem Tag an haben wir nie mehr von Schwierigkeiten oder Sanktionen gehört. Hans hat es gelernt.

Lehrpersonen geraten im Schullalltag immer wieder in Situationen, in denen sie mit ihrem Latein am Ende sind und Kinder, die sich nicht an vereinbarte Regeln halten, für ihre Störungen bestrafen. Es ist zunehmend zur Selbstverständlichkeit geworden, dass Lehrpersonen über ein Belohnungs- und Bestrafungssystem verfügen, um erwünschtes Verhalten zu forcieren. Kinder, die dreinschwätzen, fluchen, schlagen oder Hausaufgaben nicht erledigen, müssen eine Murre, einen Batzen oder Stein abgeben, oder ihre Namenskarte wandert an der Tafel vom Platz an der Sonne in den bewölkten, den bedeckten, den regnerischen oder gar den stürmischen Himmel. Durch Wohlverhalten können die Betroffenen ihrem Namen wieder aus dem Schlechtwetterbereich in trockene oder gar sonnige Regionen verhilfen.

Meist sind es stets die Gleichen, denen immer wieder gedroht wird und die mit definierten Strafen zur Einsicht gebracht werden sollen. Sie müssen anstelle der Sportstunde einen Text abschreiben, am freien Nachmittag dem Hauswart helfen, ihre Eltern werden nach einer bestimmten Anzahl Verfehlungen telefonisch informiert oder zu einem Gespräch vorgeladen, oder das Fehlverhalten wird gar im Zeugnis mit einem «Genügend» oder «Ungenügend» verewigt.

Einige Kinder sind durch die zahlreichen Sanktionen bald abgestumpft und zucken kaum noch mit den Schultern, wenn ihr Name wieder Richtung Blitz und Donner abrutscht. Vereinzelt brüsten sie sich sogar mit der Anzahl ihrer «Einträge». Es berührt sie nicht mehr, wenn sie das Elternkontaktheft vorlegen müssen, um den drohenden Zeugniseintrag zu Hause unterschreiben zu lassen. Sie finden sich damit ab, wenig schulkompatibel zu sein, und verlagern ihren Ehrgeiz auf den Pausenhof oder in ihre Clique. Andere fürchten sich derart davor, einen Stein abliefern zu müssen,



dass sie ein überangepasstes Verhalten entwickeln und alles daransetzen, den Unmut der Lehrperson nicht auf sich zu lenken. Passiert es trotzdem einmal, vergessen sie den einschneidenden Moment nicht mehr.

Strafen enthalten auch eine taxierende und zuordnende Botschaft, die Verhalten verfestigt. Ähnlich wie Noten machen sie sichtbar, wer brav und wer verhaltensauffällig ist. Die als Störenfriede markierten Kinder verinnerlichen ihren Status und werten Schule und Lernen oft ab. Jacob Kounin erkannte in den 1970er Jahren, dass Zurechtweisungen, Ermahnungen und Strafen Einzelner alle Anwesenden erreichen und als sogenannte «Welleneffekte» das Klassenklima trüben, was ihn zur Erforschung von Gelingensfaktoren einer störungsarmen Klassenführung veranlasste. Bestrafungssysteme können also nicht nur bei den Betroffenen, sondern bei allen Kindern Einschüchterung, Angst oder Ablehnung auslösen, die Beziehung zur Lehrperson belasten und das Klima beeinträchtigen. Ein hoher Preis, der auch die Lehrperson viel Schwung, Energie und Freude kosten kann.

Statt sich aus Einsicht sozialkompatibel zu verhalten, lernen Heranwachsende also, ihr Verhalten auf Anreize auszurichten und sich den Vorstellungen der Mächtigen gehorsam anzupassen. Statt Vernunft und die Fähigkeit zum Perspektivwechsel, steuern die Aussicht auf Belohnung und die Angst vor Strafe das Handeln. Mit Folgen auch für das ausser schulische und spätere Leben. Wer das Prinzip des Strafen verinnerlicht, tendiert vermutlich dazu, auf Schwarzfahren im öV oder überhöhte Geschwindigkeit auf den Strassen nicht deshalb zu verzichten, weil er oder sie den Anspruch der Verkehrsbetriebe als legitim oder den Schutz der Fussgängerinnen als Verantwortung erachtet, sondern weil eine Busse droht.

Viele Studierende an den Pädagogischen Hochschulen stehen im Dilemma: Aufgrund ihres psychologischen Wissens und ihrer humanistischen Grundhaltung ist es ihnen ein Anliegen, eine gute Klassenführung ohne Strafen und entsprechende Beeinträchtigung des Unterrichtsklimas zu erreichen. Andererseits erleben sie in ihren Praktika ausgeklügelte Systeme, die unerwünschtes Benehmen von Kindern sanktionieren.

In der ratgebenden Klassenführungsliteratur wird Lehrpersonen empfohlen, Regeln zu kommunizieren oder mit der Klasse gemeinsam zu vereinbaren. Doch

genau damit wird die Sache anspruchsvoll. Wenn nämlich Kinder diese Regeln nicht einhalten oder nicht einhalten können, entsteht ein Konflikt, den Lehrpersonen aufgrund des Machtgefälles mithilfe von Sanktionen zu gewinnen versuchen.

Eine Lehrperson ist immer «im Recht», wenn sie auf die vereinbarte, nicht eingehaltene Regel verweisen kann. Nicht nur sie, auch das betroffene Kind und die unbeteiligte Klasse, erachten die Strafe als Folge der Regelübertretung mit hoher Wahrscheinlichkeit als gerechtfertigt.

Ist sie das wirklich? Wie bereits erwähnt, sind es in der Praxis meist immer dieselben Kinder, die rumhampeln, reinrufen, die Hausaufgaben vergessen oder Konflikte mit der Faust lösen – und mit ihrem Verhalten immer wieder anecken. Für sie macht das gezeigte Verhalten aufgrund ihrer Persönlichkeit sowie ihrer individuellen Geschichte letztlich Sinn. Regeln stellen die Legitimationsgrundlage dar, um diesen Kindern zahlreiche Beweise ihrer Unfähigkeit und ihres Nichtgenügens zu liefern. Und das prägt.

Strafen stellen längst nicht sicher, dass das erwartete Verhalten zukünftig erfolgreich umgesetzt werden kann. Wenn Kinder noch kaum lesen oder Rechenoperationen nicht nachvollziehen können, fühlt sich eine Lehrperson verpflichtet, ihnen ihre Unterstützung zukommen zu lassen. Genauso brauchen Kinder, welche schulisches Verhalten noch nicht erbringen können, eine wohlwollende und kleinschrittige Lernbegleitung. Sie brauchen die Möglichkeit, Verhalten zu lernen und zu trainieren.

Carol Dweck unterscheidet zwischen einem *fixed mindset*, in dem Leistungen erwartet werden, weil angenommen wird, dass ein Individuum über angeborene Fähigkeiten und Talente verfügt, und einem *growth mindset*, in dem zu beherrlichem Lernen angespornt wird, weil davon ausgegangen wird, dass ein Individuum Verhalten verändern und entwickeln kann. Letztlich zeugen also die mit den Regeln so eng verknüpften Bestrafungssysteme von einem *fixed mindset* der Lehrperson. Das eine Kind wird



In der ersten Woche kam die Tochter nach Hause und erzählte: «Wäisch, de Hans, de leerts jetzt ebe.»

als brav eingeschätzt, das andere als schwierig. Fehlverhalten wird bestraft und damit – ähnlich dem Ablasssystem – abgegolten. Lehrpersonen mit einem *growth mindset* stellen fest, dass ein Kind ein Verhalten noch nicht (in ausreichendem Masse) zeigen kann. Sie überlegen sich einen Weg, wie es das Gewünschte lernen kann.

Das Kind, das ungeduldig reinruft, wird mit einem Zeichen daran erinnert, erst die Hand zu heben. Ein anderes, das oft trödelt, erhält eine Sanduhr und darf jeden zügigen Start auf einer Tabelle vermerken, und das Kind, das unter seiner Bank kaum Ordnung halten kann, erhält einen Unterstützer, der es beim regelmässigen Aufräumen coacht.

Sind gewisse Kinder wiederholt in tätliche Konflikte verwickelt, sucht die Klasse in Gruppen nach guten Lösungen und erhält Zeit, die beste davon in Rollenspielen einzüben. Und fällt es der ganzen Klasse schwer, lese in den Kreis zu kommen, wird dieser Schritt ohne jeden Vorwurf geübt und Erfolge gebührend wertgeschätzt. Ist die Klasse überfordert, wenn sie sich länger als drei Minuten konzentrieren soll, kann gemeinsam ein geeignetes Training entworfen und jeder Fortschritt grafisch sichtbar gemacht werden. Entscheidend ist, dass die Kinder einsehen, weshalb ein Verhalten Sinn macht und es sich lohnt, den Lernschritt zu tun, sowie die Möglichkeit haben, Strategien auszutauschen, auszuprobieren und zu üben.

Hans hatte diese Möglichkeit. Er hat eingesehen, dass sich das Ziel lohnt, und er erhielt kleinschrittigen Lernsupport von der Kindergärtnerin. Ihre Zuversicht in seine Lernfähigkeit, ihre Freude an seinen kleinen Erfolgen sowie ihre Unterstützung bei Rückfällen halfen ihm, sich in die Gruppe zu integrieren und es zu lernen.

Strafsysteme beeinträchtigen nicht nur das Unterrichtsklima, sie festigen bei allen Beteiligten auch fixe Überzeugungen, Zuschreibungen und die Zuordnung zu Verhaltenstypen. Und genau dieses *fixed mindset* behindert oder blockiert das Lernen.

Natürlich können Regeln ihre Berechtigung haben. Voraussetzung dafür ist, dass das vereinbarte Verhalten von allen entweder grundsätzlich mühelos gezeigt werden kann oder systematisch geübt wird. Wenn die pädagogische Fachperson die Kinder auch beim Erlernen gewünschter Verhaltensweisen begleitet und dabei deren Vertrauen in ihre Lern- und Entwicklungsfähigkeit stärkt, bieten Regeln eine wichtige Orientierungshilfe.

Theresia Müller ist Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Zürich.



Sie finden sich damit ab, wenig schulkompatibel zu sein, und verlagern ihren Ehrgeiz auf den Pausenhof oder in ihre Clique.



Lasst sie einfach schnuppern!

Jugendliche können für die Lehre aus 240 Berufen auswählen. Auch die besten Eignungstests helfen da nicht weiter. Gefragt ist in erster Linie Bauchgefühl.

Von Christa Wüthrich



Wie sieht ein Auto von unten aus? Jugendliche schnuppern im Beruf des Automobil-Mechatronikers.

Ende August hatten 75 200 Schulabgängerinnen und -abgänger einen Lehrvertrag in der Tasche und starteten ihre berufliche Karriere in einem Lehrbetrieb. Absolutes Neuland war dies für kaum einen der 15- und 16-Jährigen. «Ich habe bis jetzt keinen einzigen Jugendlichen erlebt, der ohne Schnuppern eine Lehrstelle antrat», sagt Roberto Morandi. Er arbeitet seit acht Jahren als Berufs-, Studien- und Laufbahnberater beim Beratungsdienst ask! in Aarau.

Die Erfahrung zeige, dass Jugendliche, die sich für eine Berufslehre interessieren, in den letzten zwei obligatorischen Schuljahren sechs bis acht Schnupper-einsätze machen. Erst danach entscheiden sie sich für eine Lehre, ergänzt Morandi. Diese Schätzung lässt darauf schliessen, dass die diesjährigen neuen Lehrlinge zusammen rund eine halbe Million Schnupper-einsätze absolvierten. Die gesamte Anzahl an Schnuppertagen – ein Einsatz zu Orientierungszwecken kann einen Tag dauern, eine finale Selektionsschnupperlehre eine Arbeitswoche – liegt damit im siebenstelligen Bereich.

Ultimativer Realitätscheck

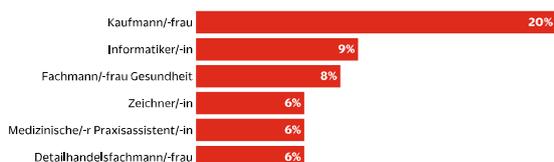
Lohnt sich dieser Aufwand wirklich? Oder avanciert Schnuppern in Zeiten der Digitalisierung zur Alibi-Übung? «Schnuppern ist für Jugendliche das wichtigste Element auf dem Weg zur Entscheidung, was sie machen möchten und vor allem auch wo sie eine Berufslehre machen möchten», sagt Berufswahl-experte

Morandi. Es ist der ultimative Realitätscheck. Ist mein Körper den Anstrengungen als Maurerin gewachsen? Bin ich gewillt, als Koch am Wochenende zu arbeiten? Und wie ist es, in einem Grossraumbüro zu arbeiten? «Schnuppern bedeutet, Einsichten zu gewinnen, aber auch Dinge bewusst auszuschliessen», sagt Morandi.

Die Jugendlichen brauchen die Schnuppermöglichkeit, um zu wissen, wie sich ein Beruf in der Realität überhaupt anfühlt. Ohne Praxiserfahrung fehlt nicht nur die wirklichkeitsnahe Selbsteinschätzung, sondern es fehlen auch die Vergleichsmöglichkeiten. Denn zur Auswahl standen in der Schweiz in diesem Jahr an die 240 Grundberufe, verteilt auf über 87 000 Lehrstellen. Für eine Berufslehre entschieden sich rund zwei Drittel aller Jugendlichen.

Beliebte Lehrberufe

Interesse an Berufslehren von 14- bis 16-Jährigen, Mehrfachantworten möglich



Quelle: gfs.bern, Nähtstellenbarometer, 4. 2021

„ Dass in der Schweiz die Berufswahl schon im Teenageralter getroffen werden muss, sieht die Wissenschaftlerin nicht als Nachteil. „

Schnuppern hat sowohl für die Jugendlichen als auch für die Unternehmen einen hohen Stellenwert. «Es ist eine berufliche Orientierung für beide Seiten, um herauszufinden, ob man zueinander passt», sagt Antje Barabasch, Professorin für Berufsbildung an der Eidgenössischen Hochschule für Berufsbildung (EHB). Für die Betriebe ist es wichtig, dass die am besten zu ihnen passenden Lernenden sich bewerben; für potenzielle Lernende, dass sie ein positives Gefühl bezüglich ihrer Wahl haben. «Es geht dabei um Fühlen, Hören, Wahrnehmen, Erfahren und Vertrauen. Durch digitale Darstellungen und virtuelle Aktionen kann dies nicht ersetzt werden», betont Barabasch. Sie leitet an der EHB den Forschungsschwerpunkt «Lehren und Lernen in der Berufsbildung».

Keine Stelle? Gibt es nicht!

Dass in der Schweiz diese lebensprägende Berufswahlentscheidung schon im Teenageralter gefällt werden muss, sieht die Wissenschaftlerin nicht als Nachteil. Das Lernen in konkreten Arbeitssituationen sei eine ideale Gelegenheit für Jugendliche, fachliche und soziale Fähigkeiten zu erwerben. Der Unterricht in der Berufsfachschule ergänze diesen Lernprozess. «Aus pädagogischer Sicht ist diese Art des Lernens optimal, um nachhaltige und flexibel einsetzbare Kompetenzen zu entwickeln», sagt Barabasch. Die Fakten geben ihr Recht: 21 Prozent der Absolventen einer Lehre mit einem eidgenössischen Fähigkeitszeugnis

haben fünf Jahre nach dem Abschluss eine Führungsposition inne.

Was geschieht, wenn die Berufswahl stockt und jemand keine Schnupperstelle findet? «Diese Option gibt es nicht. Die Jugendlichen werden von Berufsberatung und Schule so engmaschig und individuell betreut, dass wir für alle eine Möglichkeit finden», sagt Peter Steinmann, Pädagoge und Leiter eines Förderzentrums in der Ostschweiz.

Zusätzlich dienen öffentliche Berufsmessen und Informationsveranstaltungen bei Firmen als «Schnupper-Kontaktbörse». Online sorgen Lehrstellen-Plattformen wie «Yousty» und «Lena» dafür, dass freie Lehrstellen und damit auch Schnuppermöglichkeiten einfach ersichtlich sind. Die Schule nimmt eine unterstützende und begleitende Rolle wahr. «Berufsberatung im Schulzimmer und obligatorische, mehrtägige Schnupper-einsätze finden bei Bedarf sogar während der Unterrichtszeit statt», sagt Oberstufenlehrer Steinmann.

Trotzdem ist im vergangenen Jahr die Luft zum Schnuppern für viele Jugendliche dünner geworden. Die Corona-Restriktionen machten Schnupper-einsätze oft unmöglich. Gleichzeitig publizierten viele Kantone die freien Lehrstellen, nicht wie gewohnt erst im Sommer, sondern schon im April – und damit rund 15 Monate vor dem potenziellen Lehrantritt. Wer sich für eine der gefragten Lehrstellen interessiert, muss noch früher sein Interesse anmelden – und schnellstmöglich losschnuppern.

«Spiel die Hauptrolle in deinem Leben»

Theorie mit Praxis verbinden, eigene Talente entdecken und an Herausforderungen wachsen – in der Hotelfachschule Zürich. Kostenlose und persönliche Bildungsberatung an regionalen Ausbildungs- und Berufsmessen oder bei uns im Belvoirpark.



Jetzt anmelden!

GRATIS MESSETICKET FÜR DICH

Belvoirpark Hotelfachschule Zürich
www.belvoirpark.ch
Partner von GastroSuisse



Für alle, die lieber mit Bits und Bytes jonglieren:

Dipl. Techniker/in HF Informatik

Infoabende

Donnerstag, 28. Oktober, 18.30 Uhr
Donnerstag, 2. Dezember, 18.30 Uhr

Lagerstrasse 102, 8004 Zürich
Gleich beim HB!

juventus.ch/technik/infoabende
oder telefonisch unter **043 268 26 26**

www.juventus.ch/technik



Juventus
Technikerschule HF

«Für mich war immer klar, dass ich mich beruflich weiterentwickeln wollte. Ich bin einfach der Typ, der weiterkommen will – im Job, aber auch als Mensch. Ich will vorankommen, mich lebendig fühlen und aktiv sein. Zum Glück hat die Juventus für meinen Typ genau die richtigen Angebote.»
Claudio, HF Elektrotechnik / HF Informatik